

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 11

Artikel: Nordamerikanische Eskimos
Autor: Zulliger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

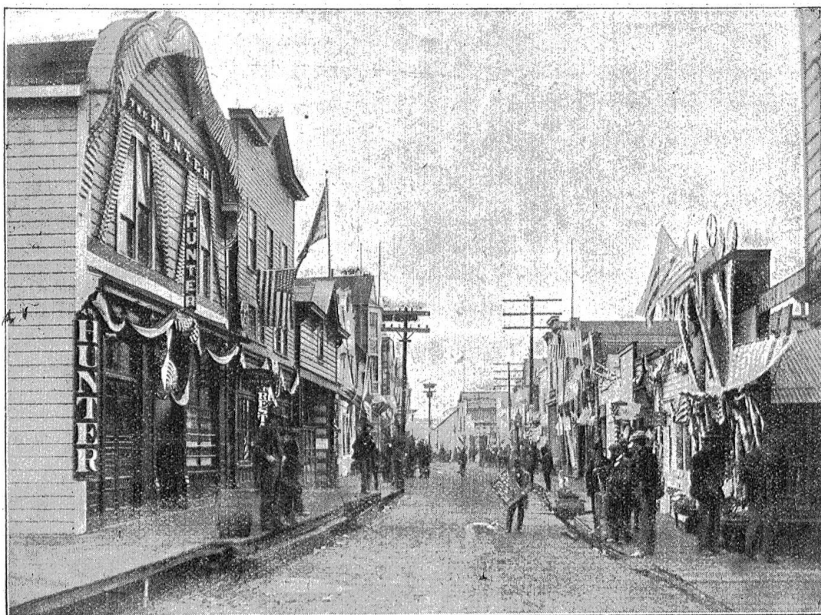
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Stadtbild von Nome.

sie üben in ihren Gefängnissen aus, was ihnen auferlegt wurde, bis ihre Zeit vergeht. Wir aber sollen bleiben, solange die Erde steht. Dies ist die Verheißung!"

(Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Eskimos.

Die Stadt Nome an der Beringstraße, unweit des Kap Prince of Wales, ist durch die Landung Amundsens und Nobiles weltbekannt geworden. Wer erinnerte sich nicht der bangen und spannenden Erwartung, als man einige Tage lang keine sicheren Nachrichten mehr von der „Norge“, dem Polarfahrerluftschiff vernahm, und wie dann alle Zeitungen der Welt auf einmal berichten konnten: „Die Norge ist an der Beringstraße gesichtet worden — die Norge ist in der Nähe von Nome niedergegangen!“

Rome? fragte man sich, was ist denn dies für eine Stadt? Wer mag dort droben im hohen Norden wohnen, wo die längste Zeit des Jahres ein tiefer Winter über der Welt liegt, das Meer zugefroren ist, und keine Eisenbahn nach dem wirtlicheren Süden führt?

Wie konnte in diesem unterm Polarkreis liegenden Zipfel von Alaska eine regelrechte Stadt entstehen, wo nicht, wie in dem unter gleicher geographischer Breite liegenden Grönland der warme Golfstrom seine lebenswärmenden Wasser hinwälzt? Alaska — das Wort sagt alles! —

Etwa ums Jahr 1900 kamen die zwei Abenteuererchepaare Lippn und Berrn von ihrer Fahrt an den Zukonfluß in die zivilisierte Welt zurück. Das wäre nichts Besonderes gewesen, wenn sie nicht schwere Mengen von Goldkörnern und Goldplättchen mit sich gebracht hätten! Ein neues Kalifornien war entdeckt, ein neues Goldland galt es zu erschließen! Um eine Lappalie war Alaska seinerzeit von den Vereinigten Staaten den Russen abgekauft worden, als noch kein Mensch ahnte, was es für Schätze barg. Nun wälzte sich ein Strom von Goldsuchern in die unwirtliche Gegend. An den Küsten wuchsen Städte aus dem Boden, sozusagen über Nacht, mit amerikanischer Geschwindigkeit. Man verachtete alle Schwierigkeiten, die das Land den nach Gold fiebernden Eindringlingen entgegensetzte. Immer tiefer drang man vor, und die Menschenleben, die dabei zugrunde gingen, hielten keinen ab, auch das seine aufs Spiel zu setzen.

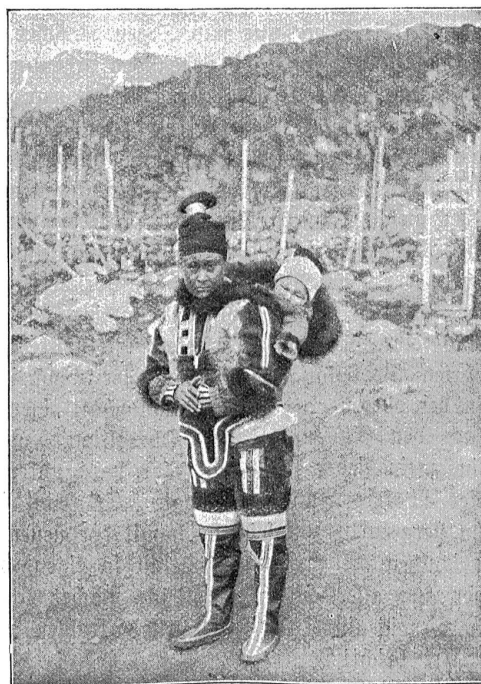
Ein Indianerstamm, der im Inneren wohnte, erstaunte, als er sah, wie die weißen Eindringlinge das gelbe Metall, dem man bis dahin gar keine Beachtung geschenkt und ruhig auf dem Boden liegen gelassen hatte, mit Eifer sammelten. „Berrückte Leute“ nannten sie die Weißen. Und diese, welche nicht einsahen, warum die Indianer nicht auch vom Goldfieber befallen waren, nannten sie „Gens de foux“. Wer hatte wohl die größere Berechtigung zu dieser Bezeichnung?

Bald war die Küste und bald auch das Zukongebiet überall von Spaten durchstocht und abgegrast. Man zog tiefer in den Norden und gründete neue Niederlassungen im Gebiete der Eskimos. So entstand auch Rome.

Man sieht es der Stadt noch heute an, daß sie rasch entstanden ist. Geschmacklose Häuser, meist aus Holz und im Baradenstil erbaut, stehen an engen und nicht gerade sauberen Straßen, vielerorts ist auch der Bürgersteig noch aus Läden gezimmert. Banken, Bars, Hotels und Gasthöfe aller Art, Kinos und andere Vergnügungslokale, Verkaufsläden und Warenhäuser stehen da: sie

hatten den edlen Zweck, dem Goldsucher, der mit dem Ertrage einer kurzen Jahresarbeit aus der umliegenden Einöde in die Stadt kam, den Gewinn abzulocken.

Heute ist Rome längst keine Goldsucherstadt mehr, ob schon sie auch jetzt noch daran erinnert, daß auf dem Blake ursprünglich alles nur gleichsam als provisorisch gedacht war. Die vornehmen Amerikaner der Pazifikküste reisen heutzutage nach Rome in die Sommerfrische. Fremde Menschenrassen interessieren sie, das Ufer zeigt Schären und Fjorde wie die Küste Norwegens, hat viele Schönheiten und ladet zum Fischfang, im Inneren des Landes kann man der Jagd



Eine Kindermuhme in Seehundsfellkleidung.

nach edlen Pelztieren obliegen: dort haufen Rot- und Kreuzfüchse, weißer und blauer Eisfuchs, Bismarck, Luchs, Wolf, alle Bärenarten, Wiber, Mofchusratte, Seeotter,

während man am Meere und an den Küsten die Robbenarten reichlich findet.

Mit diesen beschäftigen sich die Eskimos. Sie jagen sie mit der Harpune im Wasser und mit Knütteln auf dem Lande. Es gibt an den Tieren nichts, woraus der Eskimo nicht einen Nutzen ziehen könnte. Der Tran wird getrunken und dient als Feuerungsmittel für Tranföhereien und Lampen. Das Fleisch wird gegessen. Vorräte legt man aufs Eis oder dörft sie an der Sonne. Aus der Haut werden Männerboote (Kajaks) und Weiberboote (Umjaks) gemacht, die kleineren und flinkeren Kajaks zur Jagd und zum Fischfang, die breiteren, mächtigeren Umjaks für die Familienfahrten oder als Zelte, indem man sie umkehrt. Aus Seehundfell fertigt man auch wasserdichte Stiefel und Ueberkleider. Bindfaden liefern die Därme und Sehnen, Nadeln die Knochen und Knöpfe die Zähne. Als Unterkleider liebt der nordamerikanische Eskimo Felle von Pelztieren; die Frauen verstehen die Kunst, daraus seidendünne und schmiegsame Hemden und Wäschestücke zu verfertigen. Die Kleider der Eskimos zeugen oft vom ausgesprochenen Kunstsinne der primitiven Schneiderinnen.

Heute sind die Eskimos allgemein mit Gewehren ausgerüstet. Sie benutzen sie jedoch mehr zur Jagd auf dem Lande als zur Seehundjagd. Hier hat sich die seit Jahrhunderten gebräuchliche Jagd mit der Harpune als die zweckmäßigste erwiesen. Der Jäger schlüpft in sein Boot, nachdem die Luftblase wohl gefüllt ist, nimmt Harpune und Lanze mit und paddelt ins Meer hinaus. Die Robben sind genötigt, alle zehn Minuten an die Wasseroberfläche zu kommen; sie sind bekannterweise Säugetiere und atmen durch Lungen; sie müssen also von Zeit zu Zeit Luft schöpfen. Diesen Moment paßt der Eskimo ab, um die Harpune zu werfen. Nun kommen einige nicht ganz ungefährliche Augenblicke. Das verwundete Tier reißt das Kajak mit sich, oft zerrt es dieses sogar um, und es bedarf der ganzen Geschicklichkeit des Bootsmanns, um der Lebensgefahr zu entgehen. Bald erlahmt die angeschossene Robbe, die Harpunenleine wird eingezogen, und sobald die Beute nahe genug ist, wird sie mit der langen Lanze vollends getötet und dann ins Schlepptau genommen.

Wiel weniger häufig ist die Jagd mit dem Schießgewehr. Der Eskimo pirscht sich, hinter einem kleinen Schlitten mit weißem Querriegel verborgen, in Schußnähe eines am Strande ausruhenden Tieres heran, indem er das Gebell der Seehunde nachahmt. Ist er nahe genug, so erledigt er die nichtsahnende Beute durch einen wohlgezielten Schuß,



Eskimos aus der Gegend von Nome vor dem Sommerzelt.

um sie nachher an den Hinterfloßen anzubinden und heimzuschleppen.

Oft geht man auch partienweise auf die Robbenjagd. Eine Abteilung Jäger umstellt mit ihren Booten eine Landzunge, worauf die Seehunde rasten, und wehrt ihnen mit Rudern und Lanzen die Flucht nach der Seeseite, während ihre Kameraden vom Lande her mit Knütteln kommen und die Tiere töten, indem sie ihnen die dünnen Schädeldecken einschlagen.

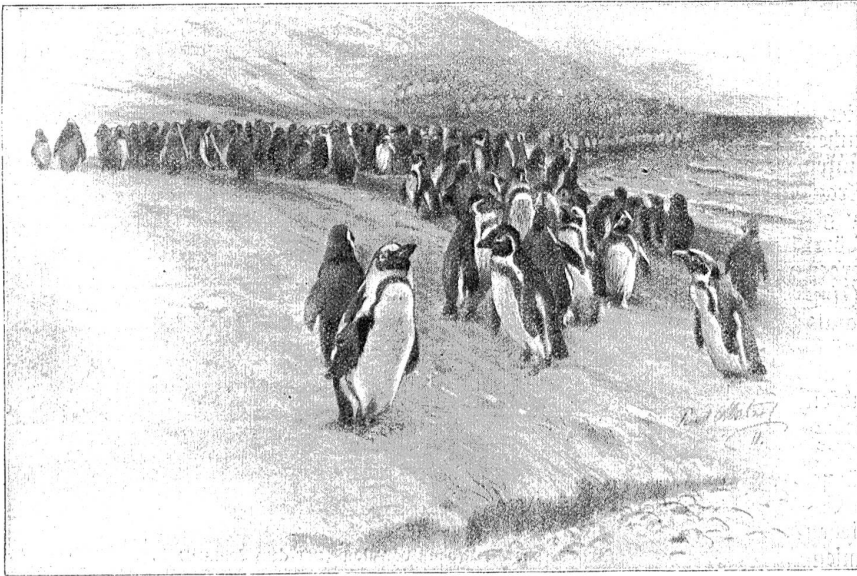
Wenn die See zugefroren ist, dann kommt für den Eskimo auch die Zeit des Eishaisfanges. Dieses über manns lange Tier, dessen Knochen nichts mehr als weiche Knorpel sind, besitzt nur ein Hirn von der Größe eines Gänsefettes, und sein Herz geht in eine Kinderfaust. Dafür ist seine Leber sehr groß und vor allem reich an Tran. Der Eishai ist der bedeutendste Fischvertilger der arktischen Meere. Sein Fang ist sehr einfach. Auf dem Eise draußen, wo es noch dreiviertel Meter dick ist, schlägt der Eskimo eines oder mehrere Löcher in die glasklare Decke. Dann läßt er an einer etwa 70 Meter langen Schnur einige mächtige eiserne Angelhaken mit Haileberstücken als Köder in die Tiefe. Die immer gefräßigen Haie beißen wütend an, und der Auftrieb des Wassers ist so bedeutend, daß sie die Schnur nicht zu zerreißen vermögen. An ihr zieht der Fischer die Beute hoch. Das Gebiß kann ihm nicht gefährlich werden, weil die Angel den Kachen aufgesperrt behält. Die Schläge der Schwanzfloße sind meist zu matt, als daß sie den Fischer gefährden könnten. Er stellt sich über den Fisch, stoßt ihm ein Messer durch den Schädel, zieht dann das Hirn und das fadenförmige Rückenmark rasch heraus, und dann ist der Hai tot. Merkwürdigerweise pulsiert jedoch das Herz noch lange fort. Ja, man kann es herausschneiden, es schlägt immer noch, oft auch dann noch, wenn es ein Polarhund, der eifrige Begleiter und das einzige Haustier des Eskimos, zwischen den Zähnen hält.

Im Magen des Eishais finden sich Fische, unverdaute Haarballen von den Schnauzenhaaren von verschlungenen Seehunden und breite Spedseiten von Weißwalen — es kommt vor, daß ein Hai noch dann nach dem Köder eines Eskimos schnappt, während ihm Alke, Dorsche und andere Beutestücke im Halse stecken.

Der Eishai besitzt fast kein Blut. Dafür fließt ihm eine wässrige Flüssigkeit durch den Leib, und diese verursacht beim Aufschneiden einen eigentümlichen, knurrenden Ton. Die Polarhunde, denen man das Fleisch des Eishais zum Freßen vorwirft, geraten in



Erlegte Bartrobbe (auf dem Kajak die Sangblase).



Pinguine auf einer Südseeinsel.

eine Art Kausch, von dem sie sich nur durch Ausschlafen wieder erholen. Die Eskimos benutzen von dem Fische nur die langen, streifenartigen Lebern, indem sie durch Sieden den Tran daraus gewinnen.

Die Ureinwohner aus der Umgegend von Nome verbringen den Winter unter der Erde. Gänge durch den haushohen Schnee führen zu ihren Wohnungen, Schneetunnel verbinden die Nachbarn. Oben ist es bei stiller Luft 20 bis 30 Grad kalt, unterm Schnee jedoch, beim Tranfeuer oder am Ofen, der mit dem im Sommer aufgefischten Treibholze gespießt wird, ist es behaglich warm.

Nome liegt dann, von den Fremden im Herbst schon fluchtartig verlassen, auch im tiefen Schnee. Nur noch die Hausdächer gucken hervor. Der Winter dauert acht bis neun Monate, und während dieser Zeit ist die Stadt von jeder Verbindung mit der südlicheren Gegend abgeschnitten.

Anfangs Mai jedoch wird der Hafen wieder eisfrei, die Stadt macht sich zum Empfang der ersten Schiffe bereit, die zuerst vereinzelte Goldsucher und Pelzjäger, später die Sommerfrischler in Scharen daherbringen.

Die Eskimos sind unterdessen auch wieder aus ihren Maulwurfswohnungen herausgeschlüpft, eifrig werden Boote geflickt und Werkzeuge gemacht, um während eines kurzen Sommers die notwendigen Vorräte für den langen Winter zu sammeln.

Hans Zulliger.

Pinguinen.

Der Norden mit seiner fischreichen See hat Vogelberge mit zahlreichen Lummern und Alken. Der Süden unseres Erdballes beherbergt als Ersatz für diese eine andere interessante Vogelgruppe, die Pinguine oder Flokentaucher. Ihre Flügel sind nämlich so umgestaltet, daß sie eher Floken als Fittichen gleichen. Fliegen kann der Vogel tatsächlich nicht. Dagegen benützt er die Flügel, um mit ihnen im Wasser zu rudern, anstatt mit den Füßen (wie die Enten und andere Wasservögel), obschon drei Zehen derselben durch Schwimmhäute verbunden sind. Die Federn sind ziegelartig angeordnet, ähnlich den Schuppen der Fische. Die Pinguine sind also vollständig an das Wasserleben angepaßt.

Aber um ihre Eier zu erbrüten und die Jungen großzuziehen, müssen sie ans Land gehen. Dort fallen sie durch ihren aufrechten Gang auf, der diesen Vögeln ein höchst merkwürdiges, ja drolliges Aussehen verleiht. Dazu kommen noch andere Eigentümlichkeiten. Sie brüten kolonieweise, dicht beieinander. Das Treiben in diesen Brutkolonien ist derart

sonderbar, ähnelt in manchem so sehr dem menschlichen Tun, daß es immer wieder einen jeden Beschauer fesselt. So berichtet z. B. Ludwig Kohl („Zu der großen Eismauer des Südpols“, Stuttgart 1926) von dem Besuch einer nur kleinen Kolonie der Viktoria-Pinguine auf der Macquarie-Insel (südwestlich von Neuseeland): „Zedenfalls hatten wir eine unheimliche Aufregung in dieses Idyll gebracht, das voll unendlicher Reize war. Der Gang durch das ganze Dorf, das kaum mehr als hundert Bewohner aufwies, wurde für uns zu einem recht dornenvollen, da es keinen Seitenweg gab zum Ausknäufen, und Duzende von Schnäbeln nach uns im Hintergrunde lagen. Später, als wir uns mehr abseits hielten und gewissermaßen aus der Vogelschau das Bild weiter beobachteten, sahen wir rasch wieder eine ruhigere Stimmung in der Kolonie eintreten, und ihre Bewohner benahmen sich wie Gruppen aufrechtgehender Menschenkinder, die ein Erlebnis

hinter sich haben; dort war noch ein Schreier, der alles besser wissen wollte als die anderen, da sah ein Häuflein erschöpft, traurig und noch ergriffen von dem letzten Geschehen.“

Die Pinguine ist ein durchaus harmloser Vogel, der im allgemeinen keine Scheu vor dem Menschen zeigt, sondern sich desselben neugierig nähert. Somit ist die Erbeutung der Pinguine eine verhältnismäßig leichte Sache. Die Wege werden ihr verlegt — von der Küste zur Kolonie führen nämlich richtig ausgetretene Wege — und die armen Tiere werden mit Stöcken niedergeschlagen. Aber dies ist auch ein trauriges Geschäft. Lesson und Carnot berichteten: „Aber man mußte ihnen den Kopf entzwei schlagen, wenn sie nicht wieder aufstehen und entfliehen sollten. Wenn sie sich überrascht sahen, erhoben sie ein herzerreißendes Geschrei, verteiligten sich auch mit furchtbaren Schnabelhieben.“

Wenn Expeditionen (Scott und andere) und in Not geratene Schiffsmannschaften eine solche Erbeutung vornehmen müssen, so kann nichts dagegen eingewendet werden. Wenn aber Walfänger z. B. damit zum vornherein rechnen beim Verproviantieren ihrer Schiffe, so darf dies schon zum Aufsehen mahnen. Ganz unzulässig ist aber eine Raubwirtschaft, die darauf ausgeht, diese merkwürdigen Vögel zur Delgewinnung niederzumetzeln. Die Pinguine haben verhältnismäßig viel Fett. Ein Vogel, der z. B. 5—6 Kilogramm wiegt, hat nur zirka 2 Kilogramm brauchbares Fleisch. Der Rest besteht hauptsächlich aus tranigem Fett, den Eingeweiden usw.

Aber wie rasch wären die in Kolonien wohnenden, unschuldigen Vögel ausgerottet! Und das nur des Gewinnes einiger wenigen Menschen wegen! Eine solche Profitgier führt zur Naturverödung. Sie schließt nur einen unersehbaren Verlust für die Menschheit in sich, ohne ihr einen merkbaren Gewinn, ja nur den allergeringsten Ersatz zu bieten. Deshalb wird wohl jedermann damit einverstanden sein, daß den interessanten Pinguinen seitens der interessierten Staaten Schutz gewährt wird.

Emil Heß.

Aphorismus.

Laß Dir ein Zeichen sein den Baum!
Nicht stets umspielt ihn Lenzestraum;
Die Luft wird kalt, der Himmel bleich,
Und Schauer rütteln sein Gezweig.
Ja, Sonne braucht's und Regentage,
Daß einer gute Früchte trage.

B. Endrusat.